

Mein Freund Pasang

Der legendäre Sherpa

Wir hatten viele Jahre nichts voneinander gehört. Briefe, die ich an seine gewohnte Adresse in Darjeeling schickte, kamen mit dem Vermerk »Adressat unbekannt verweist« zurück, und wenn ich gelegentlich in Nepal war, wußten die Sherpa nichts über seinen neuen Aufenthalt.

Dabei war Pasang Dawa Lama zu seiner Zeit ein berühmter Mann. Als wir 1954 gemeinsam (mit den Tirolern Sepp Jöchler und Helmut Heuberger) den Cho Oyu (8153 m) bestiegen, war es immerhin der dritthöchste, damals von Menschen erreichte Gipfel. Als Pasang kurze Zeit später mit einer indischen Expedition ein zweites Mal auf diesem Gipfel stand, wurde er – er hatte einen indischen Paß – sogar von Nehru empfangen.

Auch als er nach unserer Cho-Oyu-Expedition Österreich besuchte, wurde er geehrt und verwöhnt. Damals war ein Sherpa dort noch eine exotische Gestalt und brachte den großen Zauber des Himalaya mit. Pasang brachte darüber hinaus seine junge Frau Yangchin (Edelstein) mit, die er, ein ebenso sparsamer wie todesmutiger Mann, durch eine Wette gewonnen hatte:

Pasang schlug den Eltern Yangchings anstelle des den Reizen des Mädchens durchaus entsprechenden Brautpreises eine Wette vor: Falls er nicht auf den Gipfel hinauf käme, würde er den Eltern ein Verlustgeld aushändigen und auf die junge Dame verzichten. Bei Erfolg dagegen würde er sie gratis bekommen, denn dann sei er ja berühmt, und die Eltern müßten froh sein, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen. Die Chronik der Erstbesteigungen im Himalaya hält fest, wie bravourös Pasang seine Wette und Yangchin gewann. »Wenn die Schweizer

vor uns auf den Gipfel kommen, schneide ich mir den Hals durch!« beteuerte er, als wir vom Lager 3 aufbrachen. Sportlicher Ehrgeiz oder Sparsamkeit?

Nach der erfolgreichen Expedition luden wir Pasang und Yangchin nach Österreich ein, und sie kamen nur zu gern. Mit welchem Gleichmut sie die technischen Wunder Europas über sich ergehen ließen, war bewundernswert und manchmal – für uns – nervenaufreibend.

So hielten wir einmal im Auditorium Maximum der Wiener Universität einen gemeinsamen Vortrag; auch die beiden Tiroler, Mitglieder unserer Cho-Oyu-Expedition, waren gekommen. Wir hatten vereinbart, daß Pasang ein paar einführende Worte sagen sollte, die ich – sicher ohne die Einzelheiten seiner Aussage zu verstehen – ins Deutsche übersetzen würde. Etwa: er fühle sich sehr wohl in

Österreich, die Berge hier seien zwar nicht so hoch wie in Nepal, aber unsere Kühe seien größer und gäben mehr Milch als die in Lukla, und was halt andere Höflichkeiten gegenüber einem Gastland sind. Anschließend sollten Helmut über die wissenschaftliche und Sepp über die bergsteigerische Seite unseres Unternehmens berichten. Alles war gut geplant, und wir würden das überfüllte Auditorium nicht enttäuschen.

Pasang machte uns fast einen Strich durch diesen Plan. Freudig umklammerte er das Mikrofon mit beiden Händen und plauderte ungehemmt drauflos. Ich übersetzte eifrig und wiederholte zum dritten Male, wie glücklich Pasang in Österreich sei. Immer energischer zertrte ich an seinem tibetischen Gewand und zischte ihm zu, doch Schluß zu machen. Es kostete uns fast handgreifliche Mühe,



Herbert Tichy (links) und Pasang Dawa Lama am 19.10.1954 auf dem Gipfel des Cho Oyu (8153 m), im Hintergrund Mount Everest (links); aufgenommen von Sepp Jöchler im Rahmen der Erstbesteigung des Berges

ihn und das Mikrofon zu trennen. Dabei hatten wir gefürchtet, er würde Scheu vor diesem technischen Wunder empfinden, das seine sanfte Stimme so gewaltig verstärkte. Aber er hatte nur seine Freude daran. Der Vortrag endete mit einiger Verspätung, aber harmonisch. Eines Nachmittags waren wir von Franz Jonas, damals Bürgermeister von Wien, im Rathaus eingeladen. Auch einige Stadträte waren gekommen. Belegte Brötchen, Tee und – wenn ich mich recht erinnere – eine Flasche ziemlich süßen Cinzanos wurden uns vorgesetzt. Jonas wollte wissen, wie es Pasang munde. Pasang, an die herben Getränke seiner Heimat gewöhnt, sagte, der Wein schmecke wie Zuckerwasser. Jonas, bekanntlich ein Antialkoholiker, ließ für den Gast aus dem Himalaya ein handfestes Wasserglas mit Slibowitz füllen. Pasang war sich bewußt, daß er es mit dem »Mukia« – nepalisch: Bürgermeister – einer bedeutenden Ansiedlung zu tun hatte, und wollte sein bestes Sherpa-Benehmen vorzeigen. Er leerte das Glas halb, verdrehte anerkennend die Augen und schnalzte genüßlich mit der Zunge. Dann ging er um den Tisch herum zum Gastgeber, hob das halbvoll Glas an dessen Mund und kippte es – eine Auszeichnung, wie wir sie nur zu oft bei der wilden Hochzeit Pasangs in Lukla erlebt hatten. Der Bürgermeister, der niemals eine Sherpa-Festlichkeit mitgemacht hatte, hustete arg. Ein wenig später sagte er anerkennend zu mir: »Jetzt verstehe ich, daß es

ganzer Männer für Himalaya-Expeditionen bedarf.«

Wenn wir – damals in Wien – abends keine »offiziellen Verpflichtungen« hatten, saß Pasang am liebsten in der Küche und unterhielt sich mit meiner Mutter. Sie kochte, und er stopfte Socken mit einer Schusternadel und spagatstarken Fäden aus Yakwolle, von der er einen beträchtlichen Knäuel mitgebracht hatte. Meine Mutter sprach kein Englisch, Pasang nur solches, das für Gipfel, Gletscher und Lagerleben ausreicht. Trotzdem verstanden sie sich prächtig. Nach jeder abendlichen Plauderei wußte meine Mutter erstaunlich gut Bescheid über Einzelheiten aus Pasangs Leben – wie lange er in Lhasa studiert hatte; daß sein Bruder in Lukla als Lama amtierte; daß ein Eheleben mit zwei Gattinnen, wenn man sich nicht unterkriegen lasse, durchaus erträglich sei. Wie diese Verständigung zustande kam, habe ich nie begriffen.

Ich habe Pasang dreimal weinen gesehen. Erstmals auf dem Gipfel des Cho Oyu, aber das war nicht absonderlich. Wir drei (Sepp, Pasang, ich) haben damals gemeinsam geheult, denn es war ein Tag im Grenzbereich mit schlimmen Anstrengungen und überwältigenden Freuden.

Auch als Pasang in Wien von uns Abschied nahm, hat es Tränen gegeben. Es war ein trüber Herbstmorgen, ein deutscher Himalaya-Freund holte die Pasangs ab, um ihnen die Bundesrepublik zu zeigen. Auch meine Schwester war

gekommen, und wie in einer Großfamilie verzehrten wir eine jener Mahlzeiten, die von der kommenden Trennung gezeichnet sind und nur wenige Worte aufkommen lassen. Dann ging Pasang in sein Zimmer. Als wir nachsahen, was er dort so lang trieb, kniete er am Boden, betete – und weinte. Ich will jetzt nicht sentimental werden, aber Kiplings »East is East and West is West und die beiden werden einander nie begegnen« schien mir damals eine sehr unrichtige Behauptung.

Vor eineinhalb Jahren, ich glaube es war im Februar 1982, haben wir uns zum letzten Mal hier in Bhaktapur gesehen. Dazwischen lagen fast 30 Jahre, in denen ich von Pasang nichts gehört und wohl auch nur selten an ihn gedacht hatte. In dieser Zeit war er bei der Grenzpolizei im Norden Indiens tätig gewesen. Briefverkehr mit Ausländern war dort kaum erwünscht, daher sein langes Stillschweigen. Jetzt aber war er pensioniert und kein »security risk« mehr. Ich hatte seine Adresse erfahren und ihn aufgefordert, doch einige Zeit bei mir im Tal von Kathmandu zu leben. Ein Telegramm verständigte mich, daß er kommen würde, und eines Tages standen wir uns plötzlich gegenüber. Ich hätte ihn fast nicht wiedererkannt.

Vor ein paar Jahren war ich mit einem Sherpa namens Nima Tensing unterwegs gewesen, der Pasang gekannt hatte. Ich erzählte Nima von Pasangs großen Leistungen: ein starker, mutiger Mann! Nima schien von meiner Schilderung unbeeindruckt. Ob ich nicht recht hätte, fragte ich. »Nein«, sagte Nima mit einer wegweisenden Handbewegung und einem verächtlichen Puster, »er ist ein altes Manderl, das ich umblasen kann.«

Ein bitterer Satz behauptet, daß die Sherpa eine geringe Lebenserwartung vor sich haben, weil es in ihrer Heimat zu viele Brücken und zu wenig Ärzte gebe. Pasang hatten weder die filigranen Brücken noch die fehlenden Ärzte etwas angehabt; er war ganz einfach am Ende seines Kreises, der im Himalaya enger gezogen ist als bei uns, angelangt.

Nimas Behauptung, er könne Pasang umblasen, war kaum eine prahlerische Übertreibung, und nach der langen Reise sah er wirklich müde und gebrechlich aus. Wieder einmal hatte er feuchte Augen und erkundigte sich nach seinen Freunden in Wien. Onkel Otto? Nani? Die sind schon lange nicht mehr am Leben,

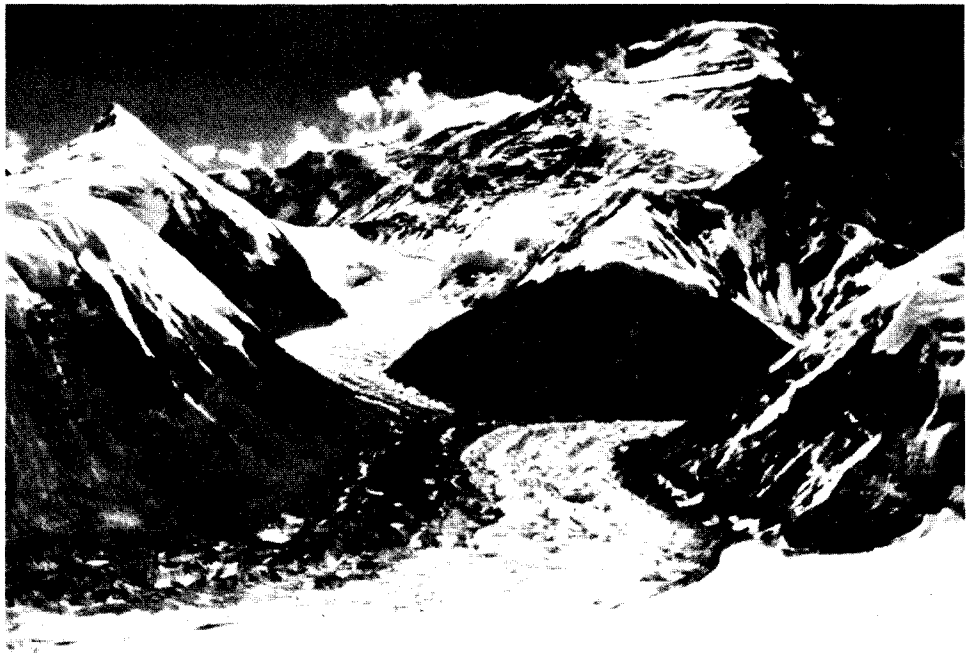


Herbert Tichy (Mitte) mit seinem Sherpa-Freund Pasang Dawa und dessen Sohn 1982 in Nepal

mußte ich ihm antworten. Macht nichts, meinte Pasang mit seiner buddhistischen Überlegenheit irdischen Zufälligkeiten gegenüber, er und seine Familie würden seit Jahren für uns alle beten. Wenn es spät wurde und wir einigen Tschang getrunken hatten, verloren wir uns in gemeinsamen Erinnerungen, waren wir doch viele Wochen im Himalaya unterwegs gewesen. Da waren Gipfel und das mit ihnen verbundene Glück. Dann die am Cho Oyu erfrorenen Finger, jeder so groß wie ein »riesiger Kartoffel – giant potatoe«, wiederholte Pasang einige Male mit freudigen Gesten seine bildhafte Beschreibung. Manche Ereignisse waren von seinem Gehirn festgehalten worden und mir entschwunden, bei anderen wieder war es umgekehrt. Ob ich noch wisse, wie ich bei Manang fast den Marsyandi-Fluß hinuntergeschwommen wäre? Ich hatte es vergessen, aber jetzt erinnerte ich mich. Das war auf unserer Wanderung durch das westliche Nepal gewesen. Ich war allein losgezogen, um einen Zugang zu den einladenden Gletschern der Gangapurna zu suchen. Am Rückweg war ich zu faul, den Umweg zu einer Brücke zu gehen, und versuchte, den hier nur wenig reißenden Fluß zu durchwaten. Plötzlich rutschte ich aus, und die Sache hätte fast böse geendet. Da stand Pasang plötzlich neben mir, und mit seiner Hilfe erreichten wir sicher das Ufer. »Wie ein Baby«, stellte er tadelnd fest. Vom Lager aus hatte er mich gesehen und gedacht, ich würde das Durchqueren alleine nicht schaffen. Damals haben wir keine weiteren Worte darüber verloren, aber jetzt erinnere ich mich wieder, danke Pasang!

Wenn er nicht gerade von einem Mikrofon und wartenden Zuhörern zur Geschwätzigkeit verführt wurde, war Pasang ein Mann weniger Worte. Nach einem Tag auf dem wunderschönen Sechstausender »Rotkopf«, von dem wir einen weiten Blick auf das Tal des Tsangpo genossen, konnten wir in der abendlichen Dämmerung unser Zelt nicht mehr erreichen. Ohne Biwaksack, eben nur in der Ausrüstung für einen Gipfelgang, mußten wir eine scheußliche Nacht auf harten Felsen verbringen. Feuchter Schnee durchnäßte uns und fror erst in den Morgenstunden zu einem wärmeschützenden Panzer. Während dieser Nacht haben wir nur wenig gesprochen. Ich schimpfte ein paarmal über die ungebührliche Länge einer herbstlichen Nacht. Pasang nahm die Angelegenheit philosophischer. Während er ein Streichholz entzündete, um seine Finger zu wärmen, kicherte er vor sich hin: »Nicht so warm wie in Küche.« Womit er zweifellos recht hatte!

Eine Angewohnheit Pasangs hat mich – besonders während einer Zeltnächte –



nervös gemacht. Er pflegte sich oft tief und geräuschvoll zu räuspern. Man hörte förmlich, wie er schleimige Flüssigkeiten tief aus seinem Inneren hervorholte, und erwartete unwillkürlich – sozusagen als Höhepunkt dieser akustischen Darbietung – ein explosionsartiges Ausspucken. Aber Pasang spuckte nie und zurückblieb – wenigstens für mich – eine Art Enttäuschung: Ein harmonischer Ablauf der Dinge war, ohne sein vorbestimmtes Ende erreichen zu dürfen, brutal unterbrochen worden.

Auch an unseren Abenden in Bhaktapur räusperte sich Pasang häufig, aber es war ein fernes Echo seines früheren Könens. In Wien hatte er seinen Mund oft wissensdurstigen Dentisten öffnen müssen: Er war immerhin schon Mitte der vierzig, und sein Gebiß zeigte keinerlei Schäden. Jetzt mußte er, wenn wir ins Lachen gerieten, seinen rechten Schneidezahn mit dem Daumen energisch auf seinen Platz verweisen, denn er zeigte Tendenzen, sich selbständig zu machen. Aber es waren nicht seine Zähne und seine Gebrechlichkeit, die mich ahnen ließen, daß er nicht mehr lange zu leben hatte, sondern sein Blick, der sich häufig in weite, nur erahnbare Fernen verlor.

So war ich nicht sehr überrascht, als ich hörte, daß er am 15. September 1982 gestorben war, aber ich war traurig und nachdenklich. Wir hatten ausgemacht, daß ich ihn auf der Rückreise nach Wien in Darjeeling besuchen würde. Er würde die Geschichte seines Lebens auf ein Tonband sprechen, und wir würden daraus ein Buch machen. Wie die meisten Menschen, die nur eine geringe Zeit ihres Lebens mit Schreiben verbracht haben, war Pasang überzeugt, daß ein Buch der Schlüssel zum Reichtum und jeder Autor ein Krösus sei.

Der Cho Oyu (8153 m), am 19. 10. 1954 von Pasang Dawa Lama, Herbert Tichy und Sepp Jöchler erstbestiegen Foto: Sepp Jöchler

Und Geld konnte Pasang – trotz oder wegen seiner großen Familie – immer brauchen; daher wollte ich ihm ein größeres Geschenk machen. Miß Hawley in Kathmandu, die alles über Expeditionen und Himalayabergsteiger weiß, riet mir, falls ich Pasang unterstützen wolle, ihm doch eine monatliche Rente auszusetzen. Auch andere dankbare Expeditionen verfahren auf diese Weise, denn die Sherpa sind lebenslustige Leute, und ein paar blanke Tausenderscheine (Schilling) lassen sie eher an ein lustiges Fest als an einen gesicherten Lebensabend denken. Aber wer sollte Pasang die Pension auszahlen? Die Botschaft in Dehli konnte ich mit dieser Lappalie nicht belästigen, die hat genug zu tun, gestrandete Hippies nach Österreich zurückzuschaffen.

So gab ich Pasang das Geschenk in nage neuen Rupienscheinen, die er, um keinen Ärger mit dem Zoll zu haben, in Tücher wickelte und sich und seinem Sohn Angtsering um den Bauch band. Angtsering bekam das dünnere Bündel, denn trotz seiner Gebrechlichkeit war Pasang noch immer der große »Sirdar«, der Herr über Sherpa und Träger.

Ich hoffe, Pasang hat die Befürchtung der Miß Hawley verwirklicht und nach seiner Rückkehr in Darjeeling ein Fest veranstaltet, bei dem gewaltige Mengen Tschang getrunken und endlose Lieder gesungen wurden. Vielleicht hat sich Pasang dann seiner Seilgefährten erinnert und »Gemma, gemma!« gemurmelt wie immer, wenn ihm eine Rast zu lange dauerte und er neuen Abenteuern entgegengehen wollte.